Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 11 (1955)
Heft: 3

Artikel: Christliche Motive in der Dichtung Eduard Mörikes
Autor: Rüsch, Ernst Gerhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-877427

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buch mannigfache und eindrucksvolle Belehrung spendet und auf einem wahrhaftig nicht leicht abzuschreitenden Forschungsweg durch alles Dunkel hindurch weiterführt.

Bern. *Arnold Gilg.*

Christliche Motive in der Dichtung Eduard Mörikes.

Antrittsvorlesung an der Universität Zürich am 11. Dezember 1954.

Eine theologische Betrachtung der Dichtung Eduard Mörikes wie auch der Werke jedes andern Dichters sieht verschiedene Möglichkeiten vor sich. Am nächsten zu liegen scheint die unmittelbare Frage nach dem persönlichen Glaubensbekenntnis des Dichters. Wie stand dieser Mensch in seinem Innersten zu den Heilswahrheiten des christlichen Glaubens? So fragt Christus seine Jüngerin Martha: «Ich bin die Auferstehung und das Leben ... Glaubst du das?» (Joh. 11, 25 f.). Doch dieser Weg ist der theologischen Betrachtung verschlossen. So unmittelbar kann nur der Herr selbst fragen, und so unmittelbar antworten, wie es Martha an jener Stelle tut, kann der Mensch nur, wenn er sich von Gott gefragt weiß, wenn er sich, theologisch ausgedrückt, «in statu confessionis» befindet. Die betrachtende theologische Wissenschaft vermag diesen Augenblick nicht herbeizuführen. Sie wird sich hüten, in das Geheimnis des Menschen einzudringen. Sie wird auch die mehr oder weniger zufälligen Zeugnisse solcher Glaubenshaltung, wie sie in Briefen, Tagebüchern oder andern persönlichen Aeußerungen vorliegen, nur mit Vorsicht verwerten. An diesen Schwierigkeiten liegt es, daß die Darstellungen von Mörikes Christentum oder Religiosität unbefriedigend bleiben müssen.[1] Der

[1] Vgl. zum Ganzen die Biographie von Harry Maync: Eduard Mörike, sein Leben und Dichten, 5. Auflage, Stuttgart 1944. Daneben ist Karl Fischer: E. M.s Leben und Werke, Berlin 1901, trotz vieler Mängel im einzelnen noch immer lesenswert. Fischer bringt manche Nachrichten über Mörike als Pfarrer und Theologe, die in den neueren Darstellungen oft zu kurz

Dichter war kein Bekenner, und wenn er einmal einem Freund wie Wilhelm Waiblinger einen Blick in seine Seele gewährt, so spricht er daneben die Warnung aus: «Laß dich nicht reuen, diesen psychologischen Exkurs gelesen zu haben, aber schließe nichts weiteres aus ihm! Du könntest — auf meine Gefahr — leicht fehlgehen!» [2] Mörike war gleich seinen Phantasiegestalten, gleich «Liebmund Maria Wispel», eine ewig wandelbare Natur, die sich nie auf eine Formel festlegen läßt. Darum steht sein dichterisches Werk gleichsam selbständig neben ihm; es ist wohl *sein* Werk, von dem er am Ende des Lebens sagen durfte, es enthalte nichts Frivoles, keinen unreinen falschen Ton [3]; aber es ist doch so sein Werk, daß die Dichtung ihren Wert in sich selbst trägt. Hinter ihr, in unzugänglichen Tiefen, liegen die Glaubensentscheidungen des Menschen Mörike. So nehmen wir die Dichtung in ihrer eigenen Würde wahr, und wir fragen nur gelegentlich zum bessern Verständnis nach ihren biographischen Grundlagen.

Um das Fehlgehen, vor dem Mörike warnt, zu vermeiden, könnte die theologische Betrachtung die andere Möglichkeit ergreifen, des Dichters Beziehungen zur zeitgenössischen romantischen Philosophie, zu Eschenmayer, zu Schelling, darzulegen oder seinem noch immer ungenügend erforschten Verhältnis zur Theologie und zu den Theologen seiner Tage nachzugehen. [4] Das wäre jedoch nicht der Gegenstand einer systematischen, sondern einer kirchenhistorischen oder geistesgeschichtlichen Studie. Vielleicht wäre damit auch das Werk des Dichters noch nicht gebührend vernommen. Denn jede hohe

---

kommen. — Zum Speziellen: Ernst Müller, Stiftsköpfe, Heilbronn 1938, S. 333 f.; Friedrich Seebaß, Eduard Mörike, Briefe, Tübingen 1939, S. XX f., und vom gleichen Verfasser: Mörike und Blumhardt, in «Pfarrerspiegel», Berlin 1940, S. 285—308; Isabella Rüttenauer, Vom verborgenen Glauben in E. M.s Gedichten, Würzburg 1940; Rudolf Ibel, Weltschau deutscher Dichter, Hamburg 1948, S. 185—266; Herbert Meyer, E. M., Stuttgart 1950, S. 43 ff. Diese Arbeiten geben Aufschluß über Mörikes persönliche Bekenntnisse oder seine wechselvolle, zeitweise ablehnende Stellung zum Pfarrerberuf, welche Probleme nicht zum vorliegenden Thema über die *Dichtung* Mörikes gehören.

[2] Briefe, ed. F. Seebaß 1939, S. 13.

[3] Maync a. a. O. S. 531; Fischer a. a. O. S. 223.

[4] Verhältnis zu Schelling: W. Zemp, E. M., Elemente und Anfänge, Frauenfeld 1939, S. 115 ff.

Dichtung ist bei aller Verhaftung in ihrer Zeit ein einmaliges, unwiederholbares und unableitbares Geschöpf in der unendlich reichen Welt Gottes.

Man könnte ferner alle allgemein religiösen Motive der Dichtung Mörikes aufzählen. Aber abgesehen von der Uferlosigkeit dieses Themas wäre die Frage nicht ganz sachgemäß gestellt. Nur von einem klaren Maßstab her kann eine allgemeine Religiosität als solche richtig erfaßt werden. Wenn in der Literatur oft mit Recht betont wird, Mörikes Glaube sei nicht einfach christlich-kirchlich gewesen, so geht man damit schon von einem Urteil darüber aus, was nun als christlicher Glaube zu gelten habe und was nicht. Eben dieser Maßstab steht aber hier zur Diskussion. Wir fragen deshalb nach jenem Ausschnitt der Dichtung, in dem die christlichen Motive deutlich zum Ausdruck kommen. Auch dann muß noch vieles, das scheinbar zum Thema gehört, wegfallen. Wir meinen all das, was nicht direkt zum Mittelpunkt des christlichen Glaubens führt, sondern gewissermaßen zum selbstverständlichen Lebensraum, zur Staffage, zum Kolorit der Dichtung gehört, wie etwa die Pfarrhaus-Welt in der Idylle vom alten Turmhahn. Für eine Erfassung des ganzen Umkreises der Dichtung Mörikes sind diese Dinge unerläßlich; aber das ist nicht die Aufgabe unserer Ueberlegungen. Zu all diesen sachlich notwendigen Beschränkungen treten zwei weitere, die nur durch die gebotene Kürze bedingt sind: weder kann die Fülle der zum Thema gehörenden Worte des Dichters entfaltet, noch kann die ganze eingesehene Mörike-Literatur erwähnt und besprochen werden.[5]

Das Wesen des christlichen Glaubens ist zusammengefaßt in Joh. 3, 16: «Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengehe, sondern das ewige Leben habe.» Oder in einem Paulus-Wort: «Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst» (2. Kor. 5, 19). In seiner Vikariatszeit schuf Mörike ein Gedicht, das dieser feurigen Mitte des christlichen

---

[5] Daß die hier skizzierte Fragestellung vom literarhistorischen und philologischen Standpunkt aus vielleicht als «nicht relevant» betrachtet wird, ist nicht maßgebend. Es sind wohl umgekehrt einige Fragestellungen, mit denen man von jener Seite her an dichterische oder biblische Texte herangeht, nicht unbedingt «relevant».

Glaubens, der Offenbarung von Gottes versöhnender Liebe im Leiden und Sterben Jesu Christi, am nächsten steht.

Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,
War getreu, solang ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu
Stets versöhnlich, sich mit mir verbunden.

Welcher einst mit himmlischem Gedulden
Bitter bittern Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
Bis es in ein Meer von Gnade sank.

Die Gewißheit des Heiles wird zwar in den folgenden Strophen durch die neue «böse Lust» in Frage gestellt, und das Gedicht schließt mit der bangen Frage:

Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Trotzdem zeugt das Gedicht von der Vertrautheit mit dem Stil des evangelischen Kirchenliedes [6] und mit der neutestamentlichen Lehre über Christus, wenn es auch nicht auf dem Boden eines Paulus Gerhardt erwachsen ist, der die lutherische Rechtfertigungslehre bekenntnisfreudig zum Inhalt vieler Lieder gemacht hat. Der kirchlich-biblischen Sprache noch stärker verpflichtet ist das Jesuslied «Jesu, teures Licht», das der Dichter auf den Silvesterabend 1832 während seines Vikariats in Ochsenwang für die Gemeinde geschaffen hat. Er nahm es später nicht in die Gedichtsammlung auf. [7]

Eines der innigsten Gedichte «Neue Liebe» (1846) kreist um das Wunder des christlichen Glaubens:

Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

Der Freudenschein dieser frohen Botschaft zuckt hell hin-

[6] Vgl. Jes. 21, 11; ferner die Kirchenlieder: «Hüter, wird die Nacht der Sünden / Nicht verschwinden? / Hüter, ist die Nacht schier hin?» von Chr. Fr. Richter, 1676—1711; «Hüter, ist die Nacht verschwunden? / Hüter, ist die Nacht schier hin?» von Mörikes Zeitgenossen Chr. G. Barth, 1799—1862 (Albert Knapp, Evangelischer Liederschatz, Stuttgart 1837, Nr. 1178 und 2605).

[7] I 297. — Die Werke Mörikes werden nach der kritischen Ausgabe von H. Maync zitiert: Leipzig 1914, 3 Bände.

ein in die Finsternis des Leides, daß kein Mensch auf der Erde, ganz wie er möchte, des andern sein kann.

Sollt ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Es ist kein Zufall, daß der Dichter in diesen Versen den Namen Jesus Christus nicht nennt. Wie so vielen seiner Zeitgenossen hat sich auch ihm die unbedingte biblische Verknüpfung von Gottes Liebe mit der Heilstat in Christus — «Niemand kommt zum Vater außer durch den Sohn» (Joh. 14, 6) — bereits gelöst. Aber noch verläuft sein Denken und Fühlen unverkennbar auf der Linie des christlichen Glaubens, wie die Anklänge an biblische Motive zeigen: «Immanuel, Gott mit uns — Das Licht scheint in der Finsternis — Er kam in sein Eigentum.» (vgl. Joh. 1).[8]

In diesen Zusammenhang sind die Uebersetzungen von frühmittelalterlichen lateinischen Hymnen zu stellen: «Jesu benigne» und «Crux fidelis» des Venantius Fortunatus.[9] Sie beweisen, wie selbstverständlich sich Mörike in der christlich-kirchlichen Gedankenwelt bewegte. Sie führen hinüber zu den Stellen im Werk, in denen die christliche Heilsgeschichte in Geburt und Sterben Jesu mehr nur als Stimmungswert verwendet wird: so, wenn der Dichter «an einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang»

der Hirtenflöten Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht

zu hören glaubt[10], oder wenn er die Trauerstimmung der «Kar-

---

[8] I 123. Die Schlußzeilen des Gedichtes sind anläßlich eines der regelmäßigen Abendmahlsgänge bei Wilhelm Hartlaub entstanden. Um so auffälliger ist das Fehlen der direkten Beziehung zu Jesus Christus im Wortlaut des Gedichtes. Vgl. Seebaß, Briefe, S. XVIII, und: «Freundeslieb und Treu», 250 Briefe E. M.s an Wilhelm Hartlaub, Leipzig 1938, S. 279, 301.

[9] I 124; 307 f. Mit Recht sagt Isabella Rüttenauer a. a. O. S. 23: «Es ist fast erschütternd zu sehen, wie Mörike in den Uebersetzungen, um die er sich eine sehr liebevolle Mühe gegeben hat, weit von der liturgischen Gehaltenheit der lateinischen Hymnen abweicht und sie so unbewußt zu einem Zeugnis seiner eigenen glutvollen Frömmigkeit werden läßt.» Vgl. den Brief an seinen Bruder Karl mit den Versuchen zur Uebersetzung von «Jesu benigne»; Seebaß, Briefe S. 318 f.

[10] I 13.

woche» in schwermütigen Versen besingt.[11] Auch die Gedichte über Bilder der christlichen Kunst (Auf ein altes Bild, Schlafendes Jesuskind) und die wundervollen Strophen «Auf eine Christblume» gehören hieher.[12]

Paulus schreibt im Kolosserbrief (1, 16): «Durch Christus ist alles geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, es seien Throne oder Herrschaften oder Gewalten oder Mächte; es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen. Und er ist vor allem, und es besteht alles in ihm.» Im christlichen Denken wächst der Glaube an Gottes Schöpfermacht unmittelbar aus dem Glauben an Gottes Heilstat in Jesus Christus heraus, denn Schöpfung und Versöhnung sind Werke des einen Gottes, der die Liebe ist. Mörike hat diesen Zusammenhängen im Gedicht «Göttliche Reminiszenz» einen einzigartigen Ausdruck verliehen.[13] Er beschreibt ein Bild, das den Jesusknaben zeigt, wie er ein «versteinert Meergewächs, seltsam gestaltet», betrachtet. Es ist,

Als wittre durch die überwölkte Stirn ein Blitz
Der Gottheit, ein Erinnern, das im gleichen Nu
Erloschen sein wird; und das welterschaffende,
Das Wort von Anfang, als ein spielend Erdenkind,
Mit Lächeln zeigt's unwissend dir sein eigen Werk.

Dem Gedicht sind die griechischen Worte aus Joh. 1, 3 vorangestellt: Πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο. Das «Wort von Anfang» weist auf den ersten Vers des Johannesevangeliums zurück: «Im Anfang war das Wort ...», auch auf 1. Joh. 1, 1: «Das da von Anfang war ..., vom Wort des Lebens.» Die umwandelnde und beseligende Kraft des göttlichen Wortes hat Mörike in den Versen «Im Weinberg» in tiefsinniger Weise besungen: ein Falter setzt sich auf das Neue Testament, das in des Dichters Schoß ruht; er scheint angezogen zu sein von den himmlischen Kräften des lebendigen Worts. Nun wird sein Leib unverletzlich bleiben, und er soll den Segen zur Lilie im Garten bringen, die ihn dem «besten der Mädchen» weitergibt, wenn sie vor den hohen Stengel tritt,

---

[11] I 96.

[12] I 118 f. — Vgl. die Auslegung des Gedichtes bei Benno von Wiese, E. M., Tübingen 1950, S. 73 ff. [13] I 161.

entzückt von paradiesischer Nähe,
Ahnungsvoll in den Kelch die liebliche Seele versenkend. [14]

Der Ausdruck «Das Wort von Anfang» erscheint auch im einzigen größeren naturphilosophischen Gedicht Mörikes «Die Elemente». Es erzählt in mythischen Worten vom «Meister der Elemente», der in ungeheurem Aufruhr seine Kräfte ermessen will. Aber ein Engelsgesang tönt beruhigend an das Ohr des aufgewühlten und aufwühlenden Riesengeistes der Natur: [15]

Dem Wort von Anfang mußt du trauen,
In ihm laß deinen Willen ruhn!
Das Tiefste wirst du endlich schauen,
Begreifen lernen all dein Tun.

Dem Betrachter eröffnen sich hier weite Aussichten in die echte christliche Gnosis, wie sie im Schwabenland von einem Oetinger und teilweise von der romantischen Philosophie gepflegt wurde. Aber vergessen wir nicht, daß diese Gedanken im Grunde von der Bibel angeregt sind, wie an einer Einzelauslegung des «Elemente»-Gedichtes leicht zu zeigen wäre. Mag auch Mörikes Weltgefühl zwischen pantheistischer Färbung und christlich-biblischem Theismus oszillieren, so versagen diese Begriffe angesichts dessen, daß der Dichter im Erleben der Natur, der Schöpfung Gottes sich selbst und sein eigenstes Wort findet. Er lacht über die «Anti-Sympathetiker», welche «Gott und die Natur bornieren». [16] Er aber steigt zum «Abgrund der Betrachtung» [17], und da vernimmt er die «wunderbarsten Stimmen», den «Sphärenklang» [18], da versenkt er sich mit Liebe in jedes kleine Wesen, um darin das «Bedeutungsvolle hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen», wie er es schon als Jugenderlebnis in seiner Selbstbiographie festhält. [19] Aus all

---

[14] I 105.

[15] I 127. Die erste Fassung enthielt den Ausdruck «Das Wort von Anfang» noch nicht, vgl. I 471. Mörike drückt seine Befriedigung über die Aenderung, die das Gedicht den biblischen Gedanken nähert, in einem Brief an Hartlaub aus, 3. 12. 1841 (Seebaß, Briefe S. 532). Vgl. K. Fischer, E. M.s künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen, Berlin 1903, S. 71.

[16] I 110. [17] I 122. [18] I 46. [19] II 458.

diesen Erscheinungen baut sich sein vielberufenes und oft beschriebenes «magisches Weltverständnis» auf. [20] Es gilt nicht nur von der «holden Nacht», sondern vom Dichter selbst: [21]

Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit!

Ihm stehen die Verbindungen zu den Dämonien, den geheimsten Kräften der Schöpfung, zu den von Paulus genannten Herrschaften, Gewalten und Mächten jederzeit offen. Kein Zweifel, daß der Dichter sich oft mehr an sie als an ihren überlegenen Herrn, an Jesus Christus, hält. Er mag das selbst zu Zeiten empfunden haben. Darum hat er die urwuchtige «Romanze vom Feuerreiter», die den Feuerdämon in fast heidnischer Nacktheit schildert, in einer später zugefügten Strophe mit christlichen Motiven überarbeitet, und nun erscheint die Urgewalt des Feuerbesprechers als freventliche Auflehnung gegen Gottes Ordnung. [22]

Wenn in der tiefsten Gemeinschaft mit den Kräften der Natur «der Schöpfung Seele» mitschwärmt, so scheinen auch die Schranken zu fallen, die menschliche Sünde und Verderbnis zwischen Gott und seinem Geschöpf aufgerichtet haben. Auf einer herrlichen «Fußreise» fühlt der alte liebe Adam die gottbeherzte, nie verscherzte Erstlings-Paradieseswonne.

Also bist du nicht so schlimm, o alter
Adam, wie die strengen Lehrer sagen;
Liebst und lobst du immer doch,
Singst und preisest immer noch,
Wie an ewig neuen Schöpfungstagen,
Deinen lieben Schöpfer und Erhalter.

---

[20] H. Hieber, E. M.s Gedankenwelt, Stuttgart 1923. H. Walder, M.s Weltanschauung, Zürich 1922. Vgl. auch W. Zemp a. a. O. und E. Trümpler, Mörike und die vier Elemente, St. Gallen 1954. Nachdem die ältere Mörike-Auffassung, die im Dichter nur den gemütvollen schwäbischen Pfarrherrn und Märchendichter sah, glücklich überwunden war, hat die Forschung in den letzten Jahrzehnten ein Mörike-Bild mit starken magisch-mythologisch-dämonisch-chthonischen Zügen geschaffen, das heute mit Vorteil in mancher Hinsicht wieder «entmythologisiert» werden sollte.

[21] I 46.

[22] Brief an Hartlaub 3. 12. 1841 (Seebaß Briefe S. 532), vgl. W. Zemp, a. a. O. S. 82—115, dessen Deutung der Gedichtänderung im Ausdruck oft recht subjektiv ist.

Das Gedicht, entstanden in der Vikariatszeit, wird vom Dichter in einem Brief an den Freund Mährlen als eine Art Glaubensbekenntnis bezeichnet: «Das sei unsere norma fidei!» [23] Aber wie unklug wäre es, daraus eine aufklärerische Weltanschauung, einen Glauben an die unverdorbene Güte der Natur herauszulesen! Mörike genießt in vollen Zügen die *eine* Seite der Natur, von der wahrlich auch die Bibel spricht, denn auch sie kündet von der Freude an den «ewig neuen Schöpfungstagen» Gottes. Der Dichter weiß daneben um die andere Seite, um die Abgründe der Natur, und darum bittet er am Schluß den Schöpfer und Erhalter:

Möcht' es dieser geben,
Und mein ganzes Leben
Wär' im leichten Wanderschweiße
Eine solche Morgenreise!

Diese Bitte wäre gewiß nicht nötig, wenn die Natur eine in sich ruhende, unverletzliche Güte trüge. Nur angesichts der möglichen schweren Bedrohung der «Erstlings-Paradieseswonne» kann sich der alte Adam in so gottbeherzter Weise des Daseins recht freuen und seinen Schöpfer und Erhalter loben. In solcher Freude dürfte sich der Dichter auch auf sei-

---

[23] Die in den gangbaren Briefsammlungen (K. Fischer und R. Krauß, E. M.s Briefe, Berlin 1903/4; Will Vesper, E. M.s Briefe, Berlin, Deutsche Bibliothek; F. Seebaß, E. M. Briefe, Tübingen 1939; W. Zemp, E. M. Briefe, Zürich 1949; F. Seebaß, E. M. Unveröffentlichte Briefe, Stuttgart 1945) nicht enthaltene Stelle lautet: «Du setzest so viel auf die Constellation bei Deinem gewesenen Geburtstag. Es ist schön, daß der meinige nur um acht Tage, und zwar um so viel früher als der Deinige, einfiel. Man wird also die Maschinerien am Himmel so ziemlich zu gleicher Zeit für uns eingeleitet haben. Auf alle Fälle wird, hoff' ich, lebenslängliche Dispensation vom theologischen Leben decretiert worden sein. Neulich machte mir Einer herzbrechende Vorwürfe wegen des letzteren Punktes. Ich machte mir aber folgende Verse auf einer angenehmen Fußreise zum Trost, die ich Dir schließlich mittheile: (folgt das Gedicht: Am frischgeschnittnen...) Das sei unsere norma fidei. Nicht wahr?» (Ed. Mörike, Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode, herausg. von R. Krauß, IV/V. Deutsche Rundschau LXXXIII, April 1895, S. 69). Demnach ist das Gedicht in die damalige gespannte Haltung des Dichters gegenüber dem Pfarrerberuf hineinzustellen und erscheint durch einen orthodox-theologischen Vorwurf ausgelöst. Es ist wesentlich von dieser Gegenposition her zu verstehen.

nen Luther berufen, der im Großen Katechismus in der Auslegung des ersten Artikels des Glaubensbekenntnisses von der Schöpfung sagt: «Davon würde das Herz erwarmen und entzündet werden, dankbar zu sein und aller solcher Güter zu Gottes Ehren und Lob zu brauchen.» [24] Mörikes Gedicht ist als Protest gegen den Sündenpessimismus einer gewissen lutherischen Orthodoxie zu werten. Er hat ihm auch im prächtigen Spott der «Wispeliaden» Ausdruck gegeben, so im «Sarkasme wider den Pietism», der den «Christianism öfters Hand in Hand mit feinem Sünden-Reize webt». [25] Mörikes Wertung von Natur und Mensch kommt ohne pietistische Bekehrung, ohne dramatische Wendung eines Menschen aus einem wüsten Sündendasein zu einem heiligen Leben aus. Darum hat er im dichterischen Werk keine innere Bekehrungsgeschichte, keinen Lebensgang im Sinne der «Bekenntnisse» Augustins gestaltet. An drei Stellen erzählt der Dichter zwar eine Bekehrung, aber bezeichnenderweise in der Form einer christlichen Sage oder Legende, also eingekleidet in überkommene Motive. Und auch dann erscheint die Bekehrung nicht als Wende aus einer sündigen Verlorenheit in den neuen Stand der Heiligung. Die reizende Legende von «Erzengel Michaels Feder» [26], in deren erstem Teil das Wirken des heiligen Bonifatius in Deutschland und sein Kampf gegen den Teufel mit göttlichem Humor geschildert wird, motiviert die Bekehrung des jüdischen Kaufherrn zu Heilbronn zum Glauben «an des Dreieinigen Namen» durch die Erlösung seines Töchterleins aus Taubheit und Stummheit. Des Dichters Sprache arbeitet hier übrigens mit einem besondern Reichtum an christlich-kirchlichen Vorstellungen. In der Geschichte von Jung Volkers «Frömmigkeit und wunderlicher Bekehrung», aus «Maler Nolten» [27], spielt das Mitleid des Jägers mit dem getöteten weißen Hirsch, dem der heiligen Jungfrau geweihten Tier, eine größere Rolle als die Reue über das böse Vorleben. Endlich die Alexis-Sage, ebenfalls aus «Nolten» [28], hält den Gedanken der Erlösung aus Sünde und Schuld ganz fern. Die Bekehrung betrifft nur die Erkenntnis des rechten Glaubens und das rechte Vertrauen

---

[24] Luthers Werke, München 1950, Band III, S. 242.

[25] II 444. [26] I 180. [27] II 306 ff.

[28] II 408 ff. Vgl. Benno von Wiese, E. M., S. 117 f.

auf den lebendigen Gott. Man blickt tief in des Dichters eigene Glaubensnöte hinein, wenn er von Alexis erzählen läßt, daß er vor innerer Anfechtung nicht sicher war und zuweilen zweifelte, «ob er auch selbst die Wahrheit habe, ob Christus der Sohn Gottes sei und würdig, daß man um seinetwillen alles verlasse». [29]

Der Natur als der guten Schöpfung Gottes ist in der Schönheit eine hohe eigene Würde gegeben. Betrachtet der Dichter eine Lampe, ein «Kunstgebild' der echten Art» [30], dann formt sich ihm das sinnbeladene Wort:

Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

Doch hier gerät Mörikes Naturseligkeit in ein gefährliches Grenzgebiet. Man darf ob allem Schönen nicht darüber hinweggehen, daß der Dichter statt dem in der «Fußreise» ausgesprochenen Lob des Schöpfers und Erhalters auch einmal seine Lebenssicherheit ganz «in ihm selbst», im eigenen Herzen findet:

Laß uns fest zusammenhalten!

Und das gerade dann, wenn «die gnadenreichen Götter, die am besten Hülfe wüßten», ihm höhnisch den Rücken kehren. [31] Von ferne, aber deutlich vernehmbar, klingt das Prometheus-Motiv an, die Selbstbehauptung der Natur und des Menschen gegen die göttlichen Mächte. Mörike ist sich dieser urtümlichen Spannung zwischen geschöpflicher Demut und wonnetrunkener Auflehnung gegen Gott wohl bewußt gewesen. Er spricht einmal in einem Brief an Friedrich Theodor Vischer von der «aura divina der Kunst, die törichterweise mit einem seligen Trotz gegen Gott und Welt erfüllt, eben als hätte man das Reich des Schönen von Anbeginn selber gemacht und begründet».[32] Er kennt die Versuchungen des Schönen: darum stellt er die Schönheits- und Schöpfungsverehrung unter den Vorbe-

---

[29] II 409. [30] I 86.

[31] Im Gedicht «Trost», I 101.

[32] Briefwechsel zwischen E. Mörike und Friedrich Theodor Vischer, herausg. v. Robert Vischer, München 1926, S. 137 (Brief vom 13. 12. 1837). Die Bemerkung ist angeregt worden durch Mörikes Lektüre der Schrift Vischers «Ueber das Erhabene und Komische».

halt «törichterweise» und «als hätte man . . .». Denn auch für ihn bleibt es letzten Endes dabei: «Πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο.»

Nach biblischem Glauben zielen Schöpfung und Versöhnung auf die endgültige Erlösung, auf die Vollendung im Reiche Gottes hin. «Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!» (Römer 11, 36). «Jesus Christus gestern und heute derselbe und in Ewigkeit!» (Hebr. 13, 8). Glaube und Liebe erfahren ihre Krönung in der christlichen Hoffnung auf die endliche Erlösung aller Dinge. Dieses Motiv gewinnt bei Mörike nur selten Gestalt. Großartig entfaltet sich die Vision der göttlichen Vollendung aller Wesen im Frühgedicht «Die Elemente»: [33]

Einst wird es kommen, daß auf Erden
Sich höhere Geschlechter freun
Und heitre Angesichter werden
Des Ewig-Schönen Spiegel sein,
Wo aller Engelweisheit Fülle
Der Menschengeist in sich gewahrt,
In neuer Sprachen Kinderhülle
Sich alles Wesen offenbart.

Und auch die Elemente mögen,
Die gottversöhnten, jede Kraft
In Frieden auf und nieder regen,
Die nimmermehr Entsetzen schafft;
Dann, wie aus Nacht und Duft gewoben,
Vergeht dein Leben unter dir,
Mit lichtem Blick steigst du nach oben,
Denn in der Klarheit wandeln wir.

In solchen Formulierungen mag Mörike vielfältig der tief mystischen, mythologischen oder auch verweltlichten Zukunftshoffnung schwäbisch-romantischer Theologie und Philosophie verpflichtet sein. Wichtiger als diese Beziehungen sind die biblischen Grundlagen, aus denen dies alles erwachsen ist. Paulus sagt: «Wir werden verklärt von einer Klarheit zu der andern» (2. Kor. 3, 18). Wo der Geist Gottes ausgegossen wird,

[33] I 129.

da reden die Menschen in neuen Zungen, in neuen Sprachen (Apg. 2, 4), und die Erlösten singen ein neues Lied, das niemand, der noch in der gegenwärtigen Welt lebt, lernen kann (Off. 14, 3). Nur denen, die «werden wie die Kinder», gehört das Reich Gottes (Matth. 18, 3). Durch Christus ist nicht nur alles geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, in ihm sind auch alle Elemente, sie seien auf Erden oder im Himmel, versöhnt, und alle Kräfte und Gewalten stehen ihm zu Diensten (Kol. 1, 20; 2, 15). Das Gedicht steht wieder unter einer von Mörike im griechischen Wortlaut hingesetzten Bibelstelle, Römer 8, 19: «Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.» Wie die romantische Naturphilosophie überhaupt, so steht auch Mörike in jenen Jahren unter dem Eindruck dieser gewaltigen Hoffnungsworte des Apostels, die dem Seufzen der Kreatur die göttliche Antwort geben. Mitten in der furchtbaren Untergangsstimmung am Schluß des «Nolten» hört der blinde Knabe Henni in einer Sturmnacht wunderbare Dinge. «Es deuchten ihm seufzende Geisterchöre der gebundenen Kreatur zu sein, die auch mit Ungeduld einer herrlichen Offenbarung entgegenharre. Sein ganzes Denken und Empfinden war nur ein trunkenes Loblied auf Tod und Verwesung und ewiges Verjüngen. Mit Gewalt muß er den Flug seiner Gedanken rückwärts lenken, der Demut eingedenk, die Gott nicht vorzugreifen wagt.» [34]

Neben diese unerhörten kosmischen Visionen tritt die Hoffnung auf die Lösung auch des innerseelischen Widerstreites: [35]

So denk ich oft: dies schnell bewegte Herz,
Vom Ueberglück der Liebe stets beklommen,
Wird wohl auf Erden nie zur Ruhe kommen;

Im ew'gen Lichte löst sich jeder Schmerz,
Und all die schwülen Leidenschaften fließen
Wie ros'ge Wolken, träumend, uns zu Füßen!

Aber mählich verklingen diese Motive in der Dichtung Mörikes. Im «Märchen vom sichern Mann» erscheint noch einmal eine eschatologische Schau, aber nur mehr in gemütvoll-lusti-

[34] II 423. [35] I 246.

ger Parodie. Der seltsame Urmensch, der den Seelen der Abgeschiedenen von den Wundern der Schöpfung künden soll, wird in seinem gewichtigen Vortrag durch den Teufel gestört. Zur Strafe reißt er ihm plötzlich den Schwanz aus. Hierauf spricht der sichere Mann die «prophetischen Worte»: [36]

Wie oft tut der sichere Mann dem Teufel ein Leides?
Erstlich heute, wie eben geschehn, ihr saht es mit Augen;
Dann ein zweites, ein drittes Mal in der Zeiten Vollendung:
Dreimal rauft der sichere Mann dem Teufel den Schweif aus.
Neu zwar sprosset hervor ihm derselbige, aber nicht ganz mehr;
Kürzer gerät er, je um ein Dritteil, bis daß er welket.
Gleichermaßen vergeht dem Bösen der Mut und die Stärke,
Kindisch wird er und alt, ein Bettler, von allen verachtet.
Dann wird ein Festtag sein in der Unterwelt und auf der Erde;
Aber der sichere Mann wird ein lieber Genosse den Göttern.

Mörike ist nicht, wie sein Studienfreund Johann Christoph Blumhardt, ein kraftvoll tröstender und geistesmächtiger Prophet einer klaren christlichen Zukunftsschau geworden. Der Glaube an die alles überwindende, sich gegen alle Widerstände durchsetzende, erlösende Gerechtigkeit Gottes ist bei ihm umgewandelt in die «poetische Gerechtigkeit», die Gottfried Keller einmal an Mörikes Märchen «Der Bauer und sein Sohn» rühmt. [37] Sie erscheint in den meisten seiner Novellen und Märchen als lösender und versöhnender Schluß. Das Lebensgefühl des Dichters — über das des Christen Mörike sprechen wir nicht — ist mehr von den Gedanken an die Vergänglichkeit und

---

[36] I 73. Vgl. die Bemerkung in einem Brief an D. F. Strauß: «Eine Art Prophezeihung im Munde des Sichern Mannes habe ich jederzeit mit diesem Anlaß verknüpft; auch scheint sie nötig, um die mit dem Ganzen etwa zu verbindende Idee einigermaßen hervortreten zu lassen.» (12. 2. 1838, Seebaß S. 443.) — Einen eschatologischen Ausblick enthält auch der Schluß der Oper «Die Regenbrüder» (III 379—382), eine Versöhnung der Elemente im Sinne der romantischen Naturphilosophie, vgl. W. Zemp, Mörike, Elemente und Anfänge, S. 144—146, und W. Heinsius, Mörike und die Romantik, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. III 1925, S. 239 f. Doch ist bei den «Regenbrüdern» Vorsicht geboten, da der Schluß von Hermann Kurz bearbeitet ist.

[37] Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1861—1890, Stuttgart 1916, S. 353.

den Tod bestimmt. Noch in seinen Alterswerken, in der Mozart-Novelle und im Gedicht «Erinna an Sappho» sind diese Motive kräftiger und eindringlicher gestaltet als je die christliche Hoffnung. Daß aber die Sehnsucht nach dem Reich der ewigen Vollendung, nach dem Paradies, in dem sich Schöpfung und Vollendung die Hand reichen, dem Dichter zutiefst eigen war, dafür legen die Dichtungen, die um das fabelhafte Wunderland Orplid kreisen, ein vollgültiges Zeugnis ab.

Im Blick auf die ganze christliche Heilsbotschaft in Gottes Schöpfung, in der Versöhnung durch Christus und in der ewigen Vollendung stellt sich mit besonderer Dringlichkeit die Frage nach der Auffassung des Schicksals. Erfährt der Mensch sein Leben als getragen von «ewiger Mächte Liebesrat» [38] oder offenbart ihm sein Dasein nur die Abgründe eines blinden und launischen Schicksals? Mörike hat zeitlebens mit diesem Problem und seiner dichterischen Bewältigung gerungen. Das ergreifendste Denkmal dieser Auseinandersetzung ist der Roman «Maler Nolten». Die Frage war für den Dichter nie eindeutig gelöst. Doch liegt das Schwergewicht scheinbar mehr auf seiten eines an die Antike gemahnenden Schicksalsglaubens als in der Richtung christlicher Hoffnung. Dafür stehe ein Beispiel aus dem «Nolten» für viele. Nach den furchtbaren Schicksalsschlägen, die über den Maler hereingebrochen sind, will ihm der Präsident, eine von Mörike sehr achtbar gezeichnete Gestalt, Trost zusprechen, der, wenn auch nicht im Wortlaut, so doch im Gehalt auf die christliche Botschaft hinweist: [39] «Es ist mir vorlängst einmal der Spruch irgendwo vorgekommen: ‚wir sollen selbst da noch hoffen, wo nichts mehr zu hoffen steht'. Gewiß ist das ein herrliches Wort, wer's nur verstehen will; mir hat es einst in großer Not den wunderbarsten Trost in der Seele erweckt, einen leuchtenden Goldblick des Glaubens; und nur auf den Entschluß kommt es an, sich dieses Glaubens freudig zu bemächtigen. O daß Sie dies vermöchten! Ein Mensch, den das Schicksal so ängstlich mit eisernen Händen umklammert, der muß am Ende doch sein Liebling sein, und diese grausame Gunst wird sich ihm eines Tags als die ewige Güte und Wahrheit enthüllen. Ich habe oft gefunden, daß die Geächteten des Himmels seine ersten Heiligen waren. Eine

[38] I 194. [39] II 421.

Feuertaufe ist über Sie ergangen, und ein höheres, ein gottbewußteres Leben wird sich von Stund' an in Ihnen entfalten.» Aber diese Anschauung siegt im Roman nicht, sondern Noltens Verzweiflung, in der er antwortet: «Ich kann zur Not verstehen, was Sie meinen, und doch — das Unglück macht so träge, daß Ihre liebevollen Worte nur halb mein stumpfes Ohr noch treffen — O daß ein Schlaf sich auf mich legte, wie Berge so schwer und so dumpf!... Ja läge zum wenigsten nur diese erste Stufe hinter mir! Und doch, wer kann wissen, ob sich *dort* nicht der Knoten nochmals verschlingt? — — O Leben! O Tod! Rätsel aus Rätseln!» So weiß der Dichter wohl um die christliche Lösung, aber er weiß zugleich, daß sie durch keine noch so wohlwollende Macht der Welt einem Herzen aufgedrungen werden kann. Sie wächst nur da zur heilenden Kraft empor, wo und wann Gott es will. Der Mensch verfügt nicht darüber. Vielleicht ist es von dieser Seite aus gesehen nicht nur ehrlich, sondern auch tiefer christlich als man gemeinhin annimmt, wenn Mörike den Roman mit einem «weltgerichtlichen Schluß» [40], wie Hermann Kurz sagte, und nicht mit einer rosenroten Hochzeitsfeier enden läßt. Die voll empfundene und sich voll auswirkende antikische Tragik steht nicht unverbunden neben dem Christlichen. Der Schlüssel zum Verständnis des düstern Endes liegt, wie oft nicht beachtet wird, in den oben angeführten Worten des blinden Henni. Gleich ihm muß der Dichter «mit Gewalt den Flug seiner Gedanken rückwärts lenken, der Demut eingedenk, die Gott nicht vorzugreifen wagt». In dieser Erdenzeit bleibt die rätselhafte Tragik unaufgelöst, und davor steht gerade derjenige Mensch in Demut still, der auf die herrliche Offenbarung Gottes harrt. [41]

[40] Briefwechsel zwischen H. Kurz und E. Mörike, herausg. von H. Kindermann, Stuttgart 1919, S. 43.

[41] Das Ineinander eines tragischen irdischen Endes und einer möglichen christlichen Lösung im Transzendenten deutet Mörike in einem Brieffragment an: «Mein Roman ist das Gemälde eines eigensinnigen Schicksals, das sich auch sonst wohl darin zu gefallen scheint, seine Lieblinge (und dergleichen einer ist mein Nolten), noch ehe es dieselben ganz zur Reife hatte kommen lassen, wiederum preiszugeben, ihren Lebenszweck, wenigstens für die Station dieser irdischen Existenz, rein zu vernichten und Andre in den Abgrund mitzuziehen...» Vgl. H. Reinhardt, Mörike und sein Roman Maler Nolten, 1930, S. 67. Diese Arbeit enthält manche aufschlußreiche Beobachtung zum Problem des Christlichen bei Mörike, besonders auf S. 27—53.

Wenn sich die Geheimnisse des menschlichen Lebens und die Geheimnisse Gottes auftun, so findet der christliche Glaube seine Zuflucht einzig im Gebet. Mörikes Dichtung führt auch in dieses Allerheiligste. Einmal spricht er, fast nebenbei, das schöne Wort über das Unser Vater: [42]

Jenes Gebet, das, Erd und Himmel umfassend, der Meister
Uns für jeglichen Tag selbst auf die Lippen gelegt.

Die wenigen Zeilen, die uns der Dichter als eigene Gebetsworte schenkt, sind geboren aus schwerster Seelennot, aus einem Herzen, das bekennen mußte: «Der Gram liegt überall im Hinterhalt.» [43] Sie sind Seufzer eines Menschen, der an seiner Gespaltenheit litt, stets umgeben von bedrohenden Urgewalten und Urängsten. Deshalb liegen sie fernab von der Gebetsgeschwätzigkeit, die so oft in einer falschen christlichen Dichtung umgeht. Mitten in der Entfaltung des bittersten Leides im «Nolten» tauchen die Worte auf: [44]

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

In solchem Zusammenhang verliert dieses Gebet das Hausbackene, Spießbürgerliche, das ihm oft zugelegt worden ist. Mörike hat ihm später eine glaubenskräftigere Bitte vorangestellt: [45]

Herr! schicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Es ist wieder, wie früher beim Gedicht «Neue Liebe», nicht zu verkennen, daß diese Gebete den Ton vermissen lassen, der in Joh. 14, 13 erklingt: «Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf daß der Vater geehrt werde *in dem Sohn.*» Aber wenn es dem Menschen gegeben wird, Mörikes

[42] I 314. [43] An Hartlaub 17. 10. 1850 (Seebaß S. 675).
[44] II 401. [45] I 125.

«Gebet» von Herzen nachzusprechen, dann ist es aus seinem Dasein als Dichtung übergegangen in das persönliche Gespräch mit Gott, das kein Mitmensch mehr belauschen darf. Darum hört hier auch die theologische Betrachtung der dichterischen Aussage auf, denn wir stehen vor der innersten Glaubenshaltung des Menschen, von deren Unerforschlichkeit und Unantastbarkeit wir am Anfang sprachen.

So schließen wir mit den Gebetsworten, die Mörike am Neujahrstag des Jahres 1833 seiner Gemeinde in den Mund gelegt hat: [46]

Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

St. Gallen. *Ernst Gerhard Rüsch.*

Rezensionen.

Armin Schwarzenbach, Die geographische Terminologie im Hebräischen des Alten Testamentes, Leiden, E. J. Brill, 1954, XII und 211 S.

Ludwig Köhler, der verdiente Lexikograph, auf dessen Anregung die vorliegende Arbeit zurückgeht, erwähnt in seinem Vortrag «Vom hebräischen Lexikon» (1950), daß ihm in jungen Jahren vorgeschwebt habe, wie einst Wilhelm Gesenius einen ‚Thesaurus Philologicus Criticus Linguae Hebraeae Veteris Testamenti' zu schreiben, in dem die verschiedenen Auffassungen jedes einzelnen Wortes und jeder seiner Stellen vorgelegt würden. Ein solches Unternehmen sei aber heute nicht mehr möglich, nicht einmal als Werk einer Arbeitsgemeinschaft. So bleibe es die Aufgabe des Lexikographen, auszuwählen, wegzulassen und immer wieder wegzulassen. Wie oft möchte man aber bei einer Vokabel mehr über ihre Bedeutung und Verwendung wissen, als was ein Wörterbuch auf knappstem Raum stichwortartig bieten kann! Da ist es nun das große Vorrecht des Verfassers einer Dissertation, auf einem enger umgrenzten Gebiet in die Breite zu gehen und alles, was irgendwie von Bedeutung ist, zur Erhellung eines Wortes heranzuziehen.

Der Hauptteil der vorliegenden, von der phil. Fakultät I der Universität Zürich angenommenen Dissertation bespricht auf etwa 140 Seiten über 120 Ausdrücke, die ganz oder zum Teil zur geographischen, genauer: zur geomorphologischen Terminologie des Hebräischen gehören. Die Anordnung

[46] I 116.